

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen viertelj. 2.10 Mk., für 3 Monate 1.40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. ausschließlich Postgeb.

Redaktion: Tauscher Str. 10/21.
Telegraphisch: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon 2721.
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Inserate werden die 6-spaltige Zeile oder deren Raum mit 25 Pfg. für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu zahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die fällige Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauscher Straße 10/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr. Sonn- und Feiertags geschlossen.

Tageskalender.

Die Handelsverträge sollen dem Reichstag schon am Sonnabend vorgelegt werden. (Siehe Parlamentarisches.)

Im Reichstag hat sich der Präsident Vallastrom wieder einen Übergriff herausgenommen. (Siehe Deutsches Reich.)

Die Vernichtung der Port Arthur-Flotte wird von den Japanern fortgesetzt. In Petersburg erwartet man den Fall der Festung. (Siehe Krieg in Ostasien.)

„Auf Bankrott“.

Leipzig, 8. Dezember.

Der Reichskanzler hat dem Reichstag eine Denkschrift über den Hereroaufstand in Deutsch-Südwestafrika vorgelegt. Diese Denkschrift gibt sich den Anschein, als würde sie in sachlicher, rein objektiver Weise an der Hand der amtlichen Dokumente den Verlauf der Dinge wiedergeben und unaufdringlich würdigen. Tatsächlich haben wir es hier mit einer Tendenzschrift zu tun, die durch geschickte Gruppierung und Kommentierung der Schriftstücke den wirklichen Tatbestand zu verschleiern versucht. Immerhin ist bei einigermaßen genauer Anordnung und Gegenüberstellung der einzelnen Beweisstücke der tatsächliche Zusammenhang der Dinge in der Hauptsache zu rekonstruieren.

Der Kommentar, den die Denkschrift an die Spitze stellt und den sie den Dokumenten in möglichst unchronologischer Reihenfolge beigibt, erzählt einleitend, wie die Urbevölkerung des südwestafrikanischen Schutzgebiets, die Bergdamara, von den eingewanderten Hererostämmen unterjocht, des Landes beraubt und zu Sklaven gemacht worden seien, bis das völkerbefreiende Deutsche Reich kam und sie von der drückenden Herrschaft befreit habe. In Erinnerung an diese Wohltat seien die Bergdamara die Bundesgenossen des mächtigen Deutschen Reichs geworden. Weiter erzählt dieser Kommentar, wie die Hottentotten wiederum über die Hereros herfielen, wie der „kühne Räuber“ Hendrik Witbooi „unter Berufung auf eine Mission Gottes“ und später nochmals „auf eine weitere göttliche Inspiration“ in mehreren Raubzügen das Herero- und Namaland unterwarf, bis „der Räuber allerkünster“, die Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika, das damalige Völkergelände zur Basis einer weißen Invasion machte. Natürlich folgte auch sie nur einer göttlichen Stimme

dem Rufe der Kultur und Zivilisation, die unbedingt nach Südwestafrika exportiert werden mußte, nachdem sie im Deutschen Reich vollständig ohne Verwendung geblieben war.

Zwar war schon seit dem Jahre 1805 in Südwestafrika weiße Kultur in denkbar offiziellster Form vertreten, und zwar durch die Missionsgesellschaften. Eine Londoner Gesellschaft hatte damals Warmbad im Bondelzwartgebiet gegründet, und dieser Gründung folgten, trotz der zahllosen Kriegs- und Raubzüge der schwarzen Stämme, zahlreiche andre Stationen, die freilich gelegentlich wieder geräumt werden mußten. Dagegen gelang es der Rheinischen Missionsgesellschaft, die in den sechziger Jahren dort festen Fuß faßte, trotz aller Schwierigkeiten und Hindernisse, feste Niederlassungen zu gründen, und die militärischen Zentren im deutschen Schutzgebiet sind lauter Missionsstationen von ehemals. Wenn also der deutsche Kolonialdrang nichts andres wollte, als den Eingeborenen mit weißer Kultur, deutscher Kultur, deutschem Christentum zu beglücken, so brauchten sie nur diese Missionsgesellschaften gewähren zu lassen.

Allein so war die Sache nicht gemeint. Die Herero besaßen Vieh, Land und Wein, und diese mußte die deutsche Masseüberlegenheit an sich zu bringen suchen. Das war die wahre Mission der deutschen Kultur. Die Deutschen besaßen Gewehre, Munition und Schnaps, und so wurde bald ein schamloser Handel inszeniert, bei dem die deutschen Händler die Eingeborenen, die in Sachen des Kaufens und Verkaufens unwilldige Kinder waren, durch unverantwortliches Kreditgeben auswucherten. Freilich zeigten sich die Händler bei diesem Tun auch nicht viel weitsichtiger, als die Hereros; sie versorgten diese mit modernen gezogenen Gewehren und Munition und bewaffneten dadurch dieselben Leute, die sie mit den Bestimmungen des preussischen Landrats und der deutschen Zivilprozeßordnung zu enteignen suchten. Die deutsche Verwaltung hatte darin einen besseren Blick; sie schränkte die Waffen- und Munitionslieferungen durch alle möglichen Verordnungen immer energischer ein und ging zuletzt auch so weit, daß sie auch die Munitionsabgabe an die weißen Händler unter Kontrolle stellte. Auch gegen die Spirituosenzufuhr traf sie gewisse Vorkehrungen, die jedoch so gut wie wirkungslos blieben. Hier hätte sich ein vollständiges Verbot der Einfuhr von Alkohol empfohlen, wenn man wirklich „Zivilisation“ unter die Schwarzen tragen wollte. Freilich, wozu wären die deutschen Kolonien da, wenn nicht preussischer Fusel dort angebracht werden sollte? Nachdem man so die Eingeborenen bewaffnet und durch

den Import von Spirituosen degeneriert hatte, gingen die Händler daran, ihnen ihr Land systematisch wegzunehmen. Die Händler sprachen es jetzt offen aus, daß das Ziel der kolonialen Tätigkeit die Verdrängung der Eingeborenen durch die Weißen sein müsse. Die deutsche Verwaltung eignete sich diesen Standpunkt insofern an, daß der Gouverneur Leutwein in einer Eingabe an die Kolonialabteilung die Besiedelung des Schutzgebiets mit Weißen als „das Hauptziel unserer kolonialen Politik“ bezeichnete. Da nicht anzunehmen war, daß die Hereros sich die Durchführung dieses Hauptziels ohne Kampf gefallen lassen würden, so war damit der Krieg gegeben. Es gehört zu den geschichtsphilosophischen Späßen des Grafen Bülow, wenn er den Anlaß des Aufstands, die Erhebung der Bondelzwarts, als die Ursache des Kriegs bezeichnet und wenn er über die Freiheitsliebe und den maßlosen Stolz der Hereros allerlei Meditationen anstellt, die sich in einem Buch für die reifere Jugend gewiß besser ausnehmen würden, als in einer ernsthaften Denkschrift an den Reichstag. Uebrigens steht ja hier, wo die Denkschrift mit der bewußten Zerschlagung der Leser beginnt, das altentworfene Material zur Verfügung.

Und dieses ist allerdings für die deutsche Verwaltung niederschmetternd. Hier führt diese Verwaltung gegen sich selbst den Beweis, daß der Schlag des Hereroaufstands sie nicht ungewarnt getroffen hat, daß schon seit den ersten Monaten des Jahres 1901 die Rheinische Missionsgesellschaft der deutschen Verwaltung aus der Summe der Erfahrung von 50 bis 60 Jahren heraus die Katastrophe vorausgesagt hat, und daß die deutsche Verwaltung für alle diese Warnungen taube Ohren hatte und nur auf die Profitwelt der Händler hörte, ja daß, als endlich sogar dem Gouverneur Leutwein die Sache bedenklich wurde, der Kolonialrat in Berlin eingriff und alles tat, was notwendig zum Zusammenbruch der deutsch-südwestafrikanischen Herrlichkeit führen mußte. Einer skandalöseren Mißwirtschaft und Mißregierung, als die deutsche Verwaltung hier gegen sich selbst zeugen lassen muß, ist sie höchstens noch im eignen Lande fähig.

Die Rheinische Missionsgesellschaft drängte damals schon auf die Schaffung von unerkäuflichen Landreserven für die Eingeborenen, um den Leichtsin und der Unerfahrenheit der Hereros vorzubeugen. Als die Regierung sich endlich dazu bequeme, an dieses Projekt heranzutreten, mußte sie sich von der Missionsgesellschaft die Tendenz vorwerfen lassen, daß sie den Eingeborenen nur die mindertwertigen Ländereien reservierte, während die besseren Landstriche den Weißen vorbehalten werden.

Seuilleton.

Andrea Delfin.

Novelle von Paul Heyse.

(Nachdruck verboten.)

Nach einer Pause, in welcher der Sekretär des Tribunals einige Papiere, die vor ihm lagen, überflog und dann mit einem langen Blick die Gestalt des Fremden geprüft hatte, sagte er: Euer Name ist Andrea Delfin; seid Ihr mit den venezianischen Nobili gleichen Namens verwandt?

Nicht daß ich wüßte. Meine Familie ist seit Urzeiten in Brescia ansässig.

Ihr wohnt in der Calle della Cortesia bei Giobanna Danieli; Ihr wünscht in den Dienst des erlauchten Rats der Behn zu treten.

Ich wünsche der Republik meine Dienste zu widmen. Eure Papiere aus Brescia sind in Ordnung. Der Advokat, bei dem Ihr fünf Jahre gearbeitet habt, gibt Euch das Zeugnis eines verständigen und zuverlässigen Mannes. Nur über die sechs oder sieben Jahre, bevor Ihr zu ihm kamt, fehlt ein jeder Ausweis. Was habt Ihr, nachdem Eure Eltern gestorben waren, in der langen Zeit getrieben? Ihr habt sie nicht in Brescia zugebracht?

Nein, Euer Gnaden, erwiderte Andrea ruhig. Ich war in fremden Ländern, in Frankreich, Holland und Spanien. Nachdem ich mein geringes Erbe aufgezehrt hatte, mußte ich mich bequemen, Bedienter zu werden. Eure Zeugnisse?

Sie sind mir entwendet worden in einem Koffer, der meine ganze Habe enthielt. Ich war dann des unsicheren Reiselebens müde und ging nach Brescia zurück. Meine Herrschaften hatten mich zu mancherlei Sekretärdiensten brauchbar gefunden. Ich versuchte es bei einem Advokaten, und Euer Gnaden haben das Zeugnis selbst vor sich, daß ich zu arbeiten gelernt habe.

Während er dies sagte, in einer stillen, unterwürfigen Haltung, den Kopf etwas vorgebeugt und den Hut in beiden Händen, trat plötzlich einer der drei Herren in der Maske näher an den Tisch heran und Andrea fühlte einen durchdringenden Blick auf sich gerichtet.

Wie heißt Ihr? fragte der Inquisitor mit einer Stimme, die ein hohes Alter verriet.

Andrea Delfin. Meine Papiere weisen es aus.

Bedenkt, daß es Euer Lob ist, wenn Ihr das erlauchte Tribunal hintergeht. Erwägt die Antwort noch einmal. Wenn ich nun sage, daß Euer Name Candiano sei?

Eine kurze Pause folgte auf dieses Wort, man hörte den Totenwurm im Gebälk des Zimmers bohren. Nicht forschende Augen waren auf den Fremden geheftet.

Candiano? sagte er langsam, doch mit fester Stimme. Warum soll ich Candiano heißen? Ich willt es wahrlich selbst; denn soviel ich weiß, ist das Haus der Candiano reich und vornehm, und wer diesen Namen trägt, braucht nicht sein Brot mühsam mit der Feder zu verdienen.

Ihr habt das Gesicht eines Candiano. Euer Betragen überdies verrät eine bessere Herkunft, als diese Papiere anzeigen.

Ich kann nichts für mein Gesicht, erlauchte Herren, erwiderte Andrea mit anständiger Unbefangenheit. Was Gnaden.

mein Betragen angeht, so habe ich auf Reisen allerlei Sitten gesehen und die meinigen, soviel ich konnte, verbessert, auch meine Zeit in Brescia nicht verloren, sondern aus Büchern die Verläumdungen meiner Jugend nachgeholt.

Die beiden andern Inquisitoren waren indes jenem ersten näher getreten, und der eine, dessen roter Bart sich breit unter der Maske vorschob, sagte halb laut: Eine Ähnlichkeit mag Euch täuschen, die ich nicht weglegen will. Aber Ihr wißt selbst: der Zweig des Hauses, der bei Marano angesiedelt war, ist ausgestorben; der Alte ist in Rom begraben, die Söhne überlebten ihn nicht lange.

Mag sein, erwiderte der erste. Aber seht ihn an und sagt, ob es nicht ist, als wäre der alte Luigi Candiano, nur verjüngt, aus dem Grabe erstanden. Ich hab' ihn gut genug gekannt; wir wurden an demselben Tage in den Senat gewählt.

Er nahm die Papiere vom Tisch und prüfte sie sorgfältig. Ihr mögt recht haben, sagte er endlich. Es würde mit den Jahren nicht stimmen. Für einen der Söhne Luigis ist dieser zu alt. Wenn er ihn vor der Ehe erzeugt hätte — so würde es uns gleichgültig sein können.

Er warf die Papiere wieder hin, gab dem Sekretär einen Wink und trat mit den andern in die Fensterhische zurück, das unterbrochene Gespräch leise fortsetzend. Niemand konnte Andreas Augen ammerken, wald eine Last in diesem Augenblick ihm von der Seele fiel.

Der Sekretär begann von neuem. Ihr versteht fremde Sprachen? fragte er.

Ich spreche französisch und ein wenig Deutsch, Euer Gnaden.

127